

Amtliche Fremdwörter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **8 (1924)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Geschäftssprache.

Ein Mitglied schickt uns die Abschrift eines Briefes, den es an ein Zürcher Geschäft gerichtet:

Gestern erhielt ich Ihre gedruckten Angebote für Küchengeräte. Darunter war eines (doppelsprachig), das rostfreie Tafelmesser anpries. Gut, sagte ich mir, das ist etwas für unsere Anstalt, wir wollen gelegentlich einen Versuch machen. Dann nahm ich ein weiteres Blatt zur Hand, das ausschließlich französisch geschrieben war. Ich gestatte mir nun, folgende Frage an Sie zu stellen:

Glauben Sie, daß ein Lausanner- oder Genfergeschäft es mit seiner Ehre im Einklang fände, es überhaupt wagen würde, Kunden in der welschen Schweiz zu werben mit ausschließlich deutsch geschriebenen Schriftstücken?

Es ist nun das zweitemal, daß ich mich gegen ausschließlich französisch geschriebene Zuschriften hiesiger Geschäfte wehren muß. Vor nicht langer Zeit schickte ich die französisch geschriebene Rechnung eines hiesigen Lieferanten unserer Anstalt zurück mit der Bitte, mir die Rechnung deutsch geschrieben wieder zuzustellen und fügte bei, daß ein solches Gebahren mich nötige, künftig bei andern Geschäften einzukaufen.

Es scheint ein Mißverständnis vorzuliegen, wenigstens hoffe ich es. Ihr Geschäft und das andere sind wohl, wie ich aus dem Namen schließe, von Reichsdeutschen geleitet, und bei denen herrscht offenbar die Meinung vor, Zürich sei zweisprachig. Das ist nun durchaus nicht der Fall.

Mit aller Hochachtung.

Ein anderes Mitglied schreibt uns:

Dieser Tage ist mir beiliegender Prospekt der Schweiz, Kreditanstalt Zürich zugekommen,* den ich Ihnen zugehen lasse als neues Zeugnis dafür, wie deutschschweizerische Großbanken die deutsche Sprache in der Schweiz untergraben und einer allgemeinen Verbreitung des Französischen als Verkehrssprache in der Schweiz Vorschub leisten; dabei hat diese Bank an 11 deutschschweizerischen Orten Niederlagen und Agenturen und nur an 4 anders- (franz.- und italienisch-)sprechenden. Wenn aber ein solches Unternehmen Verluste erlitten hat und den wahrscheinlich mehrheitlich deutschsprechenden Gläubigern keine Zinsen mehr ausrichten kann und den Rückkauf eigener Obligationen einstellen muß, dann kann auch das welsche Bankunternehmen deutsch, wie die 2. Beilage (Banque foncière du Jura in Basel) zeigt.

Wir werden natürlich dieser Bank, die uns früher schon durch ihre eigentümliche Sprachpflege aufgefallen ist, diese Nummer zustellen.

Amtliche Fremdwörter.

Aus Aarau berichtet uns ein Mitglied (besten Dank!), die neu erbauten Bahnsteige hätten auf den vorläufigen Tafeln auch diesen deutschen Namen erhalten. Darob sei großes Befremden, Kopfschütteln, Entsetzen entstanden: „Versteht man nicht!“ Nun meldet scheint's die Zeitung, auf den endgültigen Tafeln sei die Bezeichnung Bahnsteig ausgemerzt und natürlich durch Perron ersetzt worden. Aber in St. Gallen gibt es doch Bahnsteige! Ist man dort gescheiter als in Aarau? Man versteht's, jeder-mann kann's richtig aussprechen und schreiben! — Der Versuch in Aarau war gut gemeint, aber nicht geschickt durchgeführt. Umgekehrt hätte man's machen sollen: zuerst die Perrons, um niemand kopfscheu zu machen, und auf den endgültigen Tafeln die Bahnsteige; die hätten sich dort wohl so gut gehalten wie in St. Gallen**).

Letzten Winter verkündete die Kreisdirektion III der Bundesbahnen in den Zeitungen, daß wegen Brückenum-

* Er beginnt: „Wir beabsichtigen, eine neue Auflage des... «Vade-Mecum des bourses de Zurich, Bâle et Genève» (ausschließlich in französischer Sprache) zu veröffentlichen.“

** Wie wir uns gestern überzeugt, verkehrt man gegenwärtig in Aarau auf Bahnsteigen. Sind das die vorläufigen oder die endgültigen Tafeln? Sicher ist soviel: Wenn bei dem gewaltigen Schützenfestverkehr, bei diesem Besuch aus allen Landesteilen, das Wort Bahnsteig „genügt“, so wird es das auch in ruhigeren Zeiten tun. Das Fest hat gerade die Brauchbarkeit des Wortes bewiesen und hoffentlich seiner Verbreitung gedient.

das Wort nicht etwa in Bern und Basel, also an der Sprachgrenze gebräuchlich ist, sondern im Gegenteil im Osten. Das Idiotikon erwähnt es um 1904 in den Formen Buwärre, Bowärli u. a. erst für Aargau, Zürich (Wein- und Oberland) und Glarus; nach Emil Steiners „französischen Lehnwörtern in den alemannischen Mundarten der Schweiz“ von 1921 kommt es nun auch vor in Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, im Prättigau, auch in Schwyz und Altdorf, also in einem weiteren, aber zusammenhängenden, östlichen Gebiet, einsam steht im Westen nur Basel-Stadt. In unsern Antworten nun tönt es aus Rüti (Zürcher Oberland) gemächlich Boawerli, aus Sevelen Bowär und Buwärli. Von dort berichtet ein Arzt, die Frucht sei vor etwa 25 Jahren eingeführt worden, und zwar muß sie, wie Steiner erklärt, in der östlichen Schweiz ursprünglich aus französischem Sprachgebiet bezogen worden sein, im Zürichbiet freilich viel früher als in Sevelen; ein Berner Mitglied berichtet, man habe am Zürichsee schon vor 60 Jahren Bowärli sagen hören. In der übrigen Schweiz ist fast überall der Name Erbs oder Erbsli heimisch, näher bestimmt Zuckererbs (obchon dieses Wort nach der „Praktischen Gemüsezuht“ von Ernst Meier in Rüti die mit den Schoten gegessenen Chafen oder Chifel bezeichnet und nicht die „Auskernerbsen“). In Basel nennt man sie Mues oder Muesli, genauer Usmachmues. In Bottmingen (bei Basel) sagen scheinets nur noch die Alten so, die Jungen auch Erbsli, auch in Niehen heißt es Usmacherbsli. Unser Bezirkslehrer in Baselland stellt fest, daß dort der Same überall Erbs heiße, (man setze also Erbs in die Erbslöcher), die Pflanze und die Speiße aber Mues (man müsse also Mues abinde und Muesli esse). Aus der Stadt St. Gallen meldet unser (einziger!) Berichterstatter, die ältern Leute sagen „Erbsen, auch pois verts“, die jüngern — „pois verts, auch Erbsen“. Ein Zeichen fortschreitender Schulbildung ist es natürlich, wenn man jetzt in richtigem Französisch (!) sagt „pois verts“ und es „nicht mehr nötig“ hat, es einigermaßen einzudeutschen zu Boawär; auch erlaubt man sich weniger leicht, ein li anzuhängen. Wohl erst auf neuere Bevölkerungsmischung geht es zurück, wenn uns aus Niehen berichtet wird, pois verts sei „bei den Älteren unbekannt“, bei den Jüngeren scheint es also doch bekannt zu sein, und wenn es auch von einem Berner bestätigt wird, während freilich von der Altbernerin Zuckererbs „für Jung und Alt“ bezeugt wird.

An diesem Worte hätten wir zeigen können, wie es sich in den 20 Jahren seit dem Erscheinen des Idiotikon-Berichtes verbreitet hat. Zum Glück hat das vor kurzem Emil Steiner getan, aber dieses Buch ist nicht jedem zur Hand, und unsere Nicht-Berichterstatter haben nicht deshalb auf Teilnahme verzichtet. Oder?

Als versöhnlicher Schluß sei noch die nachträglich eingelaufene Antwort unseres E. W. mitgeteilt:

Jez lönd mi in Rueh mit eurer Butter!
Sufcht heißt z'letscht am End mini Muetter no Mutter.
So lang ich jung und gesund bin gsi,
Het's Anke g'heiße här und hi;
Erscht z'Züri ha-n-i vo Butter g'hört
(Ich hans vom „Läbesmittelfräulein“ glehrt).
Schmalz säge d'Appezäller Lüt,
Z'Basel u z'Bärn weiß me vo dem rein nüt.
Boweehrli isch au so-n-es Züriwort,
So seit me nit am-ne rächte-n-Ort.
Ich säge-n-Aerbsli und Muesli z'leid.
So — do hätted er min Bscheid.

bauten gewisse Züge ausfallen müßten und deshalb von gewissen Stationen „nach Zürich-Hbf. (d. h. Hauptbahnhof) Loko keine Fahrtausweise ausgegeben“ würden. Da meine Sprachkenntnisse nicht ausreichten und mir 2 andere Deutschlehrer, 1 Romanist, 2 Mathematiker und 6 Altphilologen auch keine Auskunft geben konnten, wandte ich mich schließlich schüchtern an einen Fachmann. Der menschenfreundliche Stationsvorstand von Stadelhofen erklärte mir dann auch, Zürich-Hbf. Loko bedeute: bis Zürich-Hauptbahnhof „und nicht weiter“, während man Fahrkarten über Zürich hinaus („transit“) bekommen könne. (Solche Reisende wurden mit der Straßenbahn zum Hauptbahnhof befördert.) Für die Ausdrücke Loko und transit braucht unsere Postverwaltung schon längst Ort und Durchgang; an dieser Stelle, die doch nicht für Bahnbeamte, für keine fachlich geschulte Leserschaft bestimmt war, war das Wort einfach überflüssig und konnte höchstens verwirren und beunruhigen.

Jetzt aber: Was ist eine Deponie? An einem Bahnübergang in Kloten steht nämlich zu lesen:

Obacht! Riesdeponie.

Kant. Straßenbauamt.

Wenn's eine gewöhnliche Riesablage wäre, würde ein kantonales Straßenbauamt doch sagen Riesdépôt (sämtliche Akzente natürlich gewissenhaft gesetzt!), also muß es etwas anderes sein. Aber was?

Und solange wir Wörter wie Loko und Deponie nicht verstehen, soll man uns mit Bahnsteig verschonen! Nicht bloß die alten Basler, heute wollen auch wir übrigen Deutschschweizer, wie die „Basler Nachrichten“ sich einst geistreich und geschmackvoll ausdrückten, „à cheval zweier Kulturen sein“.

Aus dem Idiotikon.

Zu den im Heft 94 erklärten, in unserer letzten Nummer erwähnten Wörtern Schlari, Schlauri, Schlur, Schluri (für einen liederlichen, nachlässigen Menschen) sei nachgetragen, daß sie wahrscheinlich in dem Worte Schlaraffe stecken, das schon mittelhochdeutsch vorkommt und vermutlich zusammengesetzt ist aus slur (= das Faulenzen, Umherlungern, daher auch schludrig) und Uffe, wobei ausnahmsweise der Ton auf das zweite Wort gelegt wird. Es war als Schimpfwort vorhanden, bevor die Vorstellung vom idealen Lande der Faulenzer und Schwelger verbreitet war. — Eine ähnliche Bedeutungsentwicklung wie bei schlirpen, also eine Einschränkung der allgemeinen Bedeutung in einer Familiensitte, können wir beobachten bei schlottern. Es ist uns allen bekannt, auch aus der Schriftsprache, aber wenn es im Neuen Berner Kalender von 1844 heißt, König Wilhelm IV. von Preußen sei dem Kinde der Königin Viktoria Götti gewesen und schließlich selber zur Taufe nach England gereist, statt, wie er anfangs im Sinne gehabt, für sich schlottern zu lassen, so ist das den meisten etwas dunkel. Man errät ja, daß es heißen muß: die Stelle eines Taufpaten für jemand vertreten. Damit hängen die weiteren Bedeutungen zusammen: die Taufpaten zur Taufe geleiten, den Täufling zur Kirche tragen, ein Dienst, den man meist jungen Mädchen zuhielt. Vom furchtsamen Auftreten dieser meist jugendlichen Begleiterin oder vom ziemlich müßigen Nebhergehen haben Neben- oder Stand- oder Bizigotte und -Götti die ursprünglich spöttisch gemeinten, dann im Aargau und unteren Zürichbiet üblich gewordenen Namen Schlotter-Gotte und -Götti

erhalten und schlottern die erwähnten Bedeutungen; es heißt dann noch weiter: am Taufmahl teilnehmen, Taufmahl halten (dabei wird das Kind verschlotteret). Das Taufgeleite und das ganze Fest heißt Schlotterete; die großartigste Schlotterete, an der ein Sarner Anteil genommen, sei 1548 die Prinzentaufe in Frankreich gewesen. Was für merkwürdige Schicksale so ein Wort haben kann.

Etwas ganz anderes ist der Schlötterli oder Schlötterli(n)g, den man einem anhängt. Z. B. sagen die Thurgauer: D'Züribieter und d'Toggeburger und d'Schwobe hand de Turgäuere iri G'schidheit vergunnet und hand ne de Schlötterlig Tröler ag'henkt. Das Wort Schlötterli(n)g kommt vor in der Bedeutung „herabhängender Rog“, also auf schweizerdeutsch (man verzeihe die Offenheit!) Schnudernase. Daran ist aber nicht zu denken, sondern nur an ein Schlötterli, d. h. eine Klapper, wie man kleinen Kindern zum Spielen gibt oder anhängt. Es dient also in der Redensart als ein Zeichen geringschätziger Behandlung.

Der Orts- und Flurname Schlatt, der in der Schweiz über 80mal vorkommt, muß einmal allgemein Tal, Einsenkung, Abhang bedeutet haben; denn entsprechende Wörter kommen in andern deutschen Mundarten, ja sogar im Englischen, Norwegischen und Isländischen vor. In dieser allgemeinen Bedeutung haben wir das Wort schon längst nicht mehr, sie hat sich aber doch noch erhalten darin, daß man noch häufig sagt: „im“ Schlatt; wie wenn man wüßte, was „ein“ Schlatt ist. Aus dem Hottinger Bachschlatt ist Baschlig geworden. In einigen Fällen heißt es statt Schlatt auch Schlacht, so in Zihlschlacht (817: Zilleslata, 1471: Ziltschlatt, 1473: Ziltschlacht, 1739: Ziltschlatt; heute heißt es amtlich -Schlacht, mundartlich -Schlatt), ferner in Niederschlacht (bei Bubikon), während es in Landschlacht (Thurgau) wieder ganz andern Ursprungs ist. Von solchen Orten her stammen die Schlatter, teils alte Ratsherrngeschlechter, z. B. von Schaffhausen und St. Gallen. Ein Spitzwegbild steigt vor dem Stadt-St. Galler auf, wenn er im Idiotikon den Kindervers liest: Der Schlatter hender ein Torm, er findt en alte Worm; er würft-en über de Hag und frißt-en morn z'Mittag. Es war aber wirklich nur ein Kindervers, die Drogerie hinter dem St. Laurentzerturm erfreute sich großer Achtung.

In die Familie „Schlitten“ gehört u. a. „schleit“ für geneigt (z. B. von einem Abhang), das wir in Schleithelm haben. — Die aus Deutschland entlehnte Redensart, „einen beim Schlafittchen kriegen“ kennt man in Luzern mit der Form Schlawiggel, in Zürich mit Schlawittich. Der Ursprung ist nicht sicher nachzuweisen. — Ein sehr bequemes Wort für eine unbequeme Sache ist das besonders in den westlichen Gebieten übliche gschmuech oder gschmuecht für ohnmächtig, wie man es z. B. in heißer oder schlechter Luft wird; z. B. entschuldigt sich ein Luzerner: I mag d'Chilhelust nid guet verlide, es wird-mer grad gschmuech drin inne. So wird's auch etwa Knaben beim Rauchen.

Man wird nie fertig, wenn man einmal anfängt, im Idiotikon zu blättern.

Briefkasten.

Dr. J., K. Daß dieser Dr. Raft mit seiner Breslauer „Reisfabrik“ als Schutzmarke für seine „Rheinischen Knusperle“ zur Zeit der schwarzen Befegung der Rheinlande gerade einen schmunzelnden Mohrenjüngling einführt, ist ja ungemein geschmackvoll und zeitgemäß. Ja ja, die schwarze Schmach.